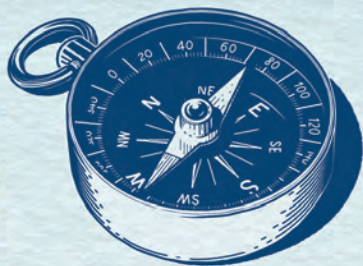


Thuraia Babel

# WANDERING



# EAST

*Mein Pfad zum Leben*



*Roman*

*Thuraia Babel*

# **WANDERING EAST**

*Mein Pfad zum Leben*

Die Bibelstellen sind folgenden Bibelübersetzungen entnommen:  
Hoffnung für alle®, Copyright © 1983, 1996, 2002 by Biblica, Inc.®.  
Verwendet mit freundlicher Genehmigung von Fontis – Brunnen Basel.  
Schlachter. Copyright © 2000 Genfer Bibelgesellschaft. Wiedergegeben mit  
freundlicher Genehmigung. Alle Rechte vorbehalten.



© 2026 Brunnen Verlag GmbH, Gießen  
Die Nutzung von Bild-, Sprach- und Textdaten für sog. KI-Trainings und  
ähnliche Zwecke ist nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung erlaubt.

Brunnen Verlag GmbH  
Gottlieb-Daimler-Str. 22, 35398 Gießen  
info@brunnen-verlag.de • www.brunnen-verlag.de

Lektorat: Carolin Kotthaus  
Umschlagfoto: AdobeStock  
Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger/Brunnen Verlag GmbH  
Satz: Brunnen Verlag GmbH  
Druck: CPI Moravia Books, Tschechien  
ISBN Buch 978-3-7655-3374-7  
ISBN E-Book 978-3-7655-7611-9

*Für meine Mutter, die mich in meiner Angst daran erinnert,  
dass Gott immer bei mir ist, die mich auf so vielen Abenteuern begleitet  
und mich immer wieder darin bestärkt, das Leben zu leben.*



# PROLOG

## 16 JAHRE ZUVOR

Es dämmt schon, als ich plötzlich wach werde. Ich habe irgendein Geräusch gehört! Müde reibe ich mir die Augen und blinzle in die Dunkelheit. Es ist still in der Blockhütte. So still, dass ich Angst bekomme.

Blind taste ich nach der rechten Betthälfte. Aber sie ist leer. Ruckartig setze ich mich auf. Die Decke rutscht von mir runter und augenblicklich wird mir kalt. Eine Gänsehaut zieht sich über meine nackten Arme, aber das ist mir egal. Ängstlich taste ich die leere Betthälfte ab und die Decke raschelt laut in der Stille.

„Malia?“, frage ich in die Dunkelheit. Doch weiterhin bloß Stille. Sie liegt nicht länger neben mir. Aber ich fühle, dass die Decke noch warm ist.

Langsam schiebe ich mich über die Bettkante und tapse über den Holzboden. Das Material ist rau unter meinen nackten Füßen, aber nicht so kalt wie die Luft. Ein Knarzen lässt mich zusammenzucken, draußen höre ich den Wind pfeifen – es hört sich gruselig an. Irgendwo schlagen Äste gegen die Wände. Mein Herz pocht immer lauter.

*Wo ist Malia? Ist sie allein rausgegangen?*

Wir haben unseren Eltern versprochen müssen, die Hütte am Morgen nicht allein zu verlassen. Malia würde unseren Eltern gehorchen. Oder nicht? Sie ist manchmal so neugierig ...

„Malia?“, frage ich ins dunkle Badezimmer.

Das angsteinflößende Klopfen von Ästen und der säuselnde Wind bleiben die einzige Antwort. Ich habe ein komisches Gefühl im Bauch.

*Vielleicht ist etwas passiert? Vielleicht hat jemand sie entführt?*

Mit zitternden Fingern schiebe ich den Vorhang beiseite. Die aufgehende Sonne vertreibt die ersten Schatten. Malias Schuhe fehlen. Ohne meine eigenen überzustreifen, verlasse ich die Hütte und tapse die drei



Stufen hinunter. Kaltes, nasses Gras kitzelt meine Füße und Knöchel. Nebel liegt über dem Boden, ich kann gar nicht richtig sehen, wo ich hintrete. Ein Schauer jagt durch mich hindurch. Es ist beängstigend und ich erinnere mich an die Warnung, die Hütte nicht allein zu verlassen. Mama meinte, es sei zu gefährlich, wenn niemand anderes wach ist. Aber ich muss doch meine Schwester suchen!

„Malia?“ , rufe ich lauter, doch keine Antwort. Nur das Laub raschelt.

Ich werfe einen Blick über die Schulter zu der Blockhütte. Nichts rührt sich. Ich schüttle das komische Gefühl ab und mache mich auf die Suche. Ich könnte meinen Eltern Bescheid geben ... Aber dann würde ich Malia verpetzen und sie wäre bestimmt sauer auf mich. Ich seufze – und breche die einzige Regel, die es für den Morgen gab.

„Malia?“ , rufe ich in regelmäßigen Abständen über das laute Pochen meines Herzens und versuche, ihren Ruf zu hören. Aber sie antwortet nicht.

Wie weit bin ich schon gegangen? Meine Finger und Zehen sind bereits leicht blau. Jeder Schritt wird mit der Zeit schwerer, als würde ich gegen Gewichte an meinen Fußknöcheln kämpfen. Aber ich will nicht ohne meine Schwester zurück in die Hütte.

*Warum hat sie mich nicht geweckt?*

*Weil sie wusste, dass ich die Regeln nicht brechen würde ...*

Leises Wiehern mischt sich in den Wind.

*Ist Malia etwa ...?*

Ich weiß jetzt, wo ich suchen muss, und gehe in die Richtung des Wieherns. Plötzlich höre ich ein lautes Knacken hinter mir – ich bleibe ruckartig stehen.

Mein Herz schlägt mir bis zum Hals und vorsichtig drehe ich mich um. Der Nebel liegt noch immer dicht über dem Boden und verhüllt alles unterhalb meiner Knie. Da, wieder ein Knacken – dann ein Rascheln in den Büschen.

*Was ist da?*

Obwohl ich nichts erkennen kann, renne ich voller Angst los. Renne blind in eine Richtung, auf der Flucht vor etwas Unsichtbarem.



„Malia!“, schreie ich panisch und bemerke zu spät, dass sich nicht länger Gras, sondern Holz unter meinen Füßen befindet. Zu spät bemerke ich, wo ich bin.

Als ich anhalten will, habe ich bereits das Ende des Stegs erreicht. Meine Füße rutschen bei dem Versuch anzuhalten ab. Ich falle – mein Kopf! Es tut so weh, als er auf das Holz knallt. Und dann: Eiseskälte, als mein Körper im Wasser landet.

Kälte, die sticht wie tausend Nadeln in meiner Haut.

Ein Dröhnen füllt meinen Kopf. Nebel füllt meine Gedanken.

Alles tut nur noch weh. Die Welt verschwimmt und meine Lider werden schwer. Obwohl ich nichts sehen kann, dreht sich alles. Dumpf nimmt das Pochen an meinem Hinterkopf zu. Obwohl ich nicht müde bin, schlafe ich ein.

Erst als meine Füße etwas Hartes berühren, reiße ich die Lider wieder auf. Dunkelheit umgibt mich. Ich kann nicht atmen. Etwas drückt gegen meine Brust, meine Ohren und meinen Kopf. Meine Gedanken sind zäh wie Honig. Es dauert so lange, bis ich mich daran erinnere, was passiert ist.

Ich habe wieder Angst – so große Angst! Wo geht es nach oben? Ich war noch nie eine gute Schwimmerin. Ich werde ertrinken.

Meine Arme und Beine machen nicht das, was ich von Papa gelernt habe. Für einen Atemzug ist das Wasser weg. Die kalte Luft sticht wie Messer in meinen Lungen, aber ich kann nicht schreien. Bereits im nächsten Moment werde ich wieder unter Wasser gezogen.

Es ist so kalt.

Meine Beine werden lahm. Fühlen sich wie Eisklötze an. Ich kann nicht mehr schwimmen, bin so müde. Und es dreht sich immer noch alles. Wird schwarz.

Und dann ist alles still.

Meine Bewegungen.

Meine Angst.

Mein Herz.

*Lieber Gott, bitte hol Mama und Papa.*





# 1



## Doctor Stingray

Malia:  
Bin auf dem Weg ins Krankenhaus.

Val:  
Was ist passiert?

„Frau Doktor, sein Zustand ist kritisch! Wenn wir nicht augenblicklich etwas unternehmen, verlieren wir den Patienten“, sagt Leni ernst, mit dem Patienten im Arm. Sie trägt einen grünen Kasack, die Arbeitskleidung der OP-Mitarbeiter, und ein Haarnetz, das ihre dunklen Locken nicht ganz bändigen kann.

Vorsichtig legt sie den Patienten auf die Behandlungsliege vor mir. Für einige Herzschläge ist es still. Zu still. So still, dass meine Hände feucht werden, mein Herz einen Takt schneller schlägt und ich einen tiefen Atemzug nehme, um mich zu beruhigen. Der Geruch nach Desinfektionsmittel steigt mir penetrant in die Nase. Obwohl er mir inzwischen so vertraut ist, schaudert es mich gelegentlich noch. Besonders in Momenten wie diesen.

Eine Erinnerung versucht, sich in den Vordergrund zu drücken.



Bilder, die hier und jetzt nichts zu suchen haben. Der verzweifelte Ruf eines kleinen Mädchens nach ihrer Zwillingsschwester.

Ein schneller werdendes Piepen hilft mir, in der Gegenwart zu bleiben. Hilft mir, meine Konzentration wiederzufinden und die Müdigkeit zu bekämpfen. Die Erinnerung zu verdrängen.

„Er hat aufgehört zu atmen! Wir müssen mit der Wiederbelebung beginnen!“ Mein Puls steigt, während die junge Frau mit zwei Fingern auf die Brust des Patienten drückt. Sie bemerkt nicht, was der Wortlaut mit mir macht. Welchen inneren Kampf ich im übermüdeten Zustand kaum gewinnen kann.

Das kleine Mädchen, das neben Leni steht, sieht abwechselnd von ihr zu mir. Tränen funkeln in ihren Augen. Ihre roten Bäckchen wirken auf dem blassen Gesicht noch erschreckender. Aber sie schluchzt nicht länger. Es ist keine Angst mehr in ihrem Blick auszumachen, nur zurückhaltende Neugierde.

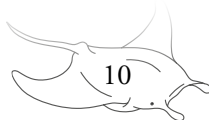
Das starke Pochen in meiner Brust nimmt ab. Die Erinnerungen, die sich in mein Herz bohren, verblassen und meine Muskeln entspannen sich.

Nach einem tiefen Atemzug finde ich zurück in die Gegenwart. Die aktuelle Situation entfaltet sich vor mir und ich fokussiere mich.

„Keine Sorge, er wird es schaffen“, sage ich zu der Kleinen. Leni drückt noch immer auf die Brust des Patienten und beißt sich konzentriert auf die Unterlippe, die sich unter dem Druck weiß färbt. „Wir werden ihn retten, das verspreche ich!“ Ich schlucke den Kloß hinunter, den die Worte verursachen.

„*Gebt niemals Versprechen ab*“, höre ich die Warnung meines Oberarztes in Gedanken. Ich schüttele den Gedanken ab und beobachte Leni dabei, wie sie den Puls des Patienten ertastet. Ihr Blick ist fokussiert, ihre Miene ernst. Das einzige Bild vor meinen Augen ist das Hier und Jetzt.

„Puls ist schwach, aber wieder da.“ Ihr Blick bleibt am Bauch des Patienten hängen. Kein schöner Anblick. „Wir sollten als Erstes die Bauchverletzung nähen – die ganze Füllung quillt hervor.“ Das ist der



Moment, in dem ich das Grinsen nicht länger unterdrücken kann. Auch Lenis Mundwinkel zucken, während wir unseren Patienten begutachten: den Teddybären des Mädchens, das neben Leni steht.

Meine Freundin drückt die Watte zurück in den Bauch des Stofftieres und versucht, die „Wundränder“ zusammenzuführen. Geübt greife ich nach dem Nahtbesteck, das neben mir auf einem nicht ganz so sterilen Wagen liegt. Meine Finger fühlen sich nicht länger taub an. Zittern nicht.

„Keine Sorge, Herr Bär, gleich wird es dir besser gehen“, sage ich zu dem Stofftier und mache mich daran, ihn wieder zusammenzuflicken. Inzwischen fällt es mir leichter, Stoff zu nähen. Es ist ein merkwürdiges Gefühl – kaum Widerstand. So leicht und doch schwerer, als ich es von menschlicher Haut gewohnt bin.

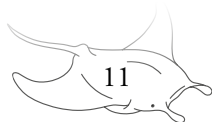
Nach fünf Minuten ist der Bauch des Teddybären geschlossen. Nicht zwingend eine saubere Naht – jeder chirurgische Oberarzt hätte sie vermutlich wieder geöffnet und sich erneut an die Arbeit gesetzt. Aber ich bekomme es bei einem Stoffpatienten beim besten Willen nicht besser hin.

Leni klebt noch ein Pflaster auf den Bauch und hebt Herrn Bär dann behutsam von der Liege. Das kleine Mädchen nimmt ihn mit einem breiten Lächeln entgegen. Sie bekommt ein Partner-Pflaster auf den Unterarm geklebt.

Mit einem zufriedenen Lächeln hüpfte sie zu ihrer Mutter, deren Hand sie noch bis vor fünf Minuten panisch umklammert hat. Nach einem Blick auf meinen weißen Kittel waren die ersten Tränen geflossen. Nicht einmal die guten Zusprüche von Leni oder ihrer Mutter konnten helfen. Doch jetzt deutet nichts mehr auf diese Angst hin. Sie dreht sich noch einmal zu mir, winkt mit einem breiten Lächeln und tritt hinter den Vorhang.

Mission erfolgreich beendet!

Erschöpft stütze ich die Ellbogen auf die Behandlungsliege und schließe einen Moment die Lider. Die Nachtschicht sitzt mir in den Knochen, die Müdigkeit macht sich immer stärker bemerkbar. Meine



Augen brennen, meine Gedanken werden träge und ein Gähnen lässt sich nicht unterdrücken.

„Das war der letzte Patient für dich, Malia. Geh nach Hause. Den Rest schaffen die Medizinstudenten allein.“

Ich öffne die Augen und sehe Leni an. Das Grün, das im OP getragen wird, wirkt so fremd an ihr. Normalerweise hat ihr Kasack ein helles Blau wie das der anderen Kinderkrankenschwestern auf Station. Für die Aktion haben wir uns für ein einheitliches OP-Grün entschieden.

Leni ist an ihrem freien Vormittag in die Klinik gekommen, um mir bei der Umsetzung dieser verrückten Idee zu helfen – unserer ersten Teddyklinik. Dem Funkeln ihrer Augen nach zu urteilen, schätze ich, dass sie es keine Minute bereut hat. Erleichterung umarmt mein Herz.

„Keine Sorge, ich habe ein Auge auf die Küken. Immerhin ist der Sinn der Teddyklinik, den Kindern die Angst vor den Ärzten zu nehmen.“

Leni zwinkert mir zu und sammelt ein paar Wattebäusche ein, die es nicht zurück in den Bauch der Stofftiere geschafft haben.

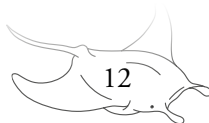
„Ich kann nicht einfach gehen, Leni. Das Ganze ist auf meinem Mist gewachsen. Ich habe gesagt, ich übernehme die Verantwortung“, erwidere ich müde und gähne erneut. *Vielleicht kann ich nur für ein paar Minuten die Augen schließen, dann wird es wieder. Powernap. Es ist sowieso nicht mehr lange, bis die Teddyklinik schließt.*

„Es läuft alles gut, Frau Doktor. Die letzten zwei Stunden klappt es auch ohne dich. Und ich verspreche dir, ich Sorge dafür, dass alles ordentlich aufgeräumt wird.“

Ich muss zum wiederholten Mal gähnen – was nicht gerade hilfreich dabei ist, Leni zu überzeugen, dass ich bleiben sollte.

Lenis Blick wird strenger, bekommt aber auch etwas Mütterliches. Dabei ist sie nur knapp zwei Jahre älter als ich.

„Jetzt geh schon, Malia!“ Lachend schüttelte ich den Kopf und stemme mich auf. Sie hat das Ältere-Schwester-Gen. Widerstand ist zwecklos.



Ich trete aus dem Zelt, das für die Teddyklinik aufgebaut wurde. Innen ist es mit Vorhängen in fünf Kabinen unterteilt, in der jeweils eine Behandlungsliege und ein Wagen mit Nähmaterial liegt. In jeder Kabine „behandeln“ mindestens ein Medizinstudent und eine Pflegefachkraft die Stoffpatienten. Ein riesiges Banner hängt am Eingang und lädt die Kleinen ein, ihre Stofftiere herzubringen. Die kleinen Rochen darauf, die dem Plakat etwas Verspieltes geben, sind möglicherweise meiner Liebe zu den Tieren geschuldet.

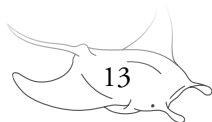
Noch immer stehen Eltern mit ihren Kindern vor dem Zelt und betrachten es mit gemischten Gefühlen. Ein paar der Kids kullern Tränen über die Wangen, andere blicken nervös zu den Weißbekittelten und wieder andere zappeln voller Aufregung von einem Bein aufs andere. Alle klammern sie sich an ihre treue Teddy-Begleiter.

Die Kinder, die das Zelt verlassen, haben dagegen alle ein Lächeln im Gesicht. Manch eines größer als das andere. Aber keine Tränen und keine Angst funkeln in den Kulleraugen. Obwohl ich gehofft habe, dass die Teddyklinik so gut ankommt, hatte ich meine Zweifel.

Ich verabschiede mich am Eingang von Inaya, einer Medizinstudentin, die mir geholfen hat, das Ganze auf die Beine zu stellen. Ohne sie und Leni wäre ich bei der Planung gescheitert; unter anderem haben sie mir die Angst ausgedrückt, niemand würde kommen oder jemandem könnte beim Besuch etwas passieren.

Mit einem breiten Grinsen gehe ich durch die Notaufnahme, um zu den Umkleiden zu gelangen. Auch hier herrscht einiges an Trubel. Nur dass hier Menschen statt Teddybären schmerzende Gliedmaßen halten, auf blutende Wunden drücken oder sich vor Schmerzen krümmen. Wenige sitzen äußerlich entspannt im Wartebereich und warten geduldig, bis sie an der Reihe sind. Andere wirken sauer über die lange Wartezeit, über die sie sich lautstark beschwerten. Geduldig werden sie darauf hingewiesen, dass dies eine Notaufnahme ist, Notfälle vorgezogen werden und es bei großer Patientenzahl leider zu Wartezeiten kommt.

„Malia, du bist noch hier?“ Ich drehe mich zu Markus um, dessen



hellbraune Haare in alle Richtungen abstehen. Dunkle Augenringe und ein gehetzter Ausdruck rauben ihm etwas von dem attraktiven Charme, der ihn sonst umgibt. „Ich fordere meinen Gefallen ein!“

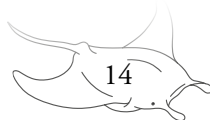
Sein Blick zuckt zu seiner Rechten, von der jemand zu ihm tritt. Markus unterzeichnet einen Ausdruck, den ihm die Pflegefachkraft vor die Nase hält. Der Größe nach zu urteilen eine Blutgasanalyse, die schnelle Informationen über das Blut eines Patienten bietet – wie zum Beispiel Sauerstoffgehalt, pH- und Hämoglobin-Werte –, die in einer Notfallsituation hilfreich sind.

Markus kommt einen Schritt auf mich zu. Noch bevor er neben mir steht, wird er erneut von jemandem angesprochen und erteilt eine Anweisung. Der Praktikant – dem grauen Kasack nach zu urteilen – nickt eifrig und eilt davon. Einen Moment fühle ich mich an meine Zeit hier in der Notaufnahme zurückerinnert. Wie oft ich zu Markus geeilt bin, kann ich nicht zählen. Ohne ihn läuft hier nichts.

„Markus, meine Schicht ist lange zu Ende. Ich muss schlafen gehen.“ Er schüttelt den Kopf. Seine Locken wippen dabei von einer Seite zur anderen. Obwohl er Mitte dreißig ist, sieht er keinen Tag älter als Ende zwanzig aus. Es ist kein Wunder, dass so manch eine Medizinstudentin oder Assistenzärztin den Mann im weißen Kittel etwas länger anstarrt. Ich habe anfangs auch dazu gezählt, doch meine Schwärmerei endete, als ich ein Foto von ihm mit seiner Frau und seiner dreijährigen Tochter gesehen habe.

Neben seinem guten Aussehen ist Markus ein geduldiger und höflicher Mensch. Meistens. Wir alle haben mal schwierige Tage, vor allem nach einem Nachtdienst, in dem man kein Auge zubekommt, oder an Tagen, an denen die Patienten gefühlt in Busladungen in die Klinik stürzen. Ein Tag wie heute.

„Du schuldest mir etwas, Malia! Hast du deinen Zirkus da draußen vergessen?“ Sein Ton ist härter als üblich. Seine Worte schroffer. In meiner Zeit hier habe ich gelernt, es nicht persönlich zu nehmen. Ich weiß, dass es nicht an mir liegt. Auch ich vergreife mich manchmal im Ton, wenn mir tausend Dinge und der fehlende Schlaf an den Nerven zehren.



Ich schüttelte den Kopf. Ohne Markus' Zustimmung als Chefarzt der Notaufnahme und dem abgelaufenen Material – darunter das Nahtzubehör und die Verbände, die er mir überlassen hat – wäre die Aktion *Teddyklinik* ins Wasser gefallen. Zudem hat er ein gutes Wort im Betriebsrat eingelegt. Ich habe ihm eine Handvoll Gefallen dafür versprochen; dass er sie jedoch so schnell einlöst, habe ich nicht gedacht. Dem gehetzten Ausdruck in seinen Augen ist anzusehen, dass er wirklich Unterstützung braucht.

„Tut mir leid für den Ton. Es ist gerade mal wieder stressig.“ Er fährt sich mit der Hand durch die Haare. „Ich brauche dich. Hilf mir mit nur einem Patienten, dann kannst du gehen.“

Eine Krankenschwester kommt mit weiteren Blutergebnissen zu ihm. Markus sieht rasch drüber und schickt sie mit ein paar Anweisungen zurück. „Es ist mal wieder Chaos und ich habe einen Haufen Patienten. Kümmere dich bitte um das Kind mit der Schnittwunde, das gerade reingekommen ist. Es ist ein glatter Schnitt.“

Er will sich schon umdrehen, doch ich fasse ihn am Arm. Seine Muskeln zucken unter meinem Griff. Meine Finger sind eisig im Gegensatz zu seiner Haut und ich lasse rasch wieder los.

„Aber die Wundversorgungen übernehmen immer die Chirurgen.“ Die Chirurgie hatte mich in meinem Praktischen Jahr in der Notaufnahme interessiert. Ich wollte zwar später nicht in dem Fachbereich arbeiten, aber trotzdem etwas Erfahrung mitnehmen. Gerade das Versorgen von Schnittwunden, Verbrennungen und Frakturen schien mir auch für die Kinder- und Jugendmedizin interessant. In meiner Zeit hier habe ich deshalb einige Wunden selbstständig genäht, aber das liegt schon etwas länger zurück. Die ganzen Stofftiere, die ich heute genäht habe, sind etwas anderes, als einen Menschen zusammenzuflicken – auch wenn ich dadurch meinen Umgang mit den Instrumenten auffrischen konnte.

„Du bekommst das schon hin. Es ist ein Kind, also dein Fachgebiet. Das Jammern und Weinen gehen mir zu nah.“ Obwohl Markus eine kleine Tochter zu Hause hat, ist mir früh aufgefallen, dass ihn



die kleinen Patienten oft verunsichern. Er wirkt dabei immer angespannt, eine Spur eingeschüchtert. Zugegeben, es ist auch für mich ein merkwürdiges Gefühl, wenn mir die Eltern der Kids über die Schulter starren. Teilweise sind sie dabei aufgelöst und manchmal sogar hysterisch, sodass ich die Eltern vor die Tür schicken muss, um mich in Ruhe um das Kind kümmern zu können. Aber ich habe gelernt, damit umzugehen.

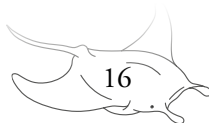
Markus tritt einen Schritt beiseite und wird von drei Krankenschwestern gleichzeitig angesprochen. Im nächsten Moment kommen Rettungssanitäter mit einem Patienten auf der Trage um die Ecke und folgen einem weiteren Krankenpfleger in eines der Behandlungszimmer. Gefolgt von einem Assistenzarzt, der sich die Übergabe der Rettungskräfte anhört und die Erstuntersuchung vornimmt.

Weitere Erinnerungen ploppen in meinen Gedanken auf. Bereits im Praktischen Jahr habe ich viel mit anpacken dürfen. Ich durfte Anamnesen erheben, körperliche Untersuchungen machen und mich oft mit Markus oder einem der Assistenzärzte über die nächsten Schritte beraten. Auch den Krankenschwestern habe ich oft ausgeholfen und EKGs geschrieben, Blut abgenommen oder Blasenkatheter gelegt.

Im Gegensatz zu den anderen Fachabteilungen durfte ich in der Notaufnahme am meisten helfen und lernen. Was vor allem an Markus' Herz für die Medizinstudenten und das Unterrichten liegt. Für viele der Ärzte war es lästig, ein Anhängsel zu haben, das zudem sehr unerfahren ist. Doch Markus sieht das anders. Er nimmt sich – wenn die Situation es erlaubt – die Zeit, die Dinge ausführlich zu erklären.

„Zimmer 3“, ruft mir Markus zu, bevor er im Stützpunkt verschwindet. Gefolgt von einem „Danke“, noch bevor ich mir gute Gründe zurechtlegen kann, weshalb es keine gute Idee ist, die Schnittwunde zu nähen. Sorge, ich könnte es vermasseln, steigt in mir auf. Selbstzweifel flüstern mir ins Ohr, werden allerdings vom Lärm um mich herum ertränkt.

Erst als eine Krankenschwester zu mir tritt, um mir zu assistieren, bewege ich mich vom Fleck.



*Komm schon, Malia! Vor einem Jahr hättest du alles für solch eine Chance gegeben, also was ist jetzt schon dabei?*

Zu meiner Überraschung begrüßt mich der Geruch nach Lagerfeuer und Rauch vor dem nach Metall und Desinfektionsmittel. Ich verschaffe mir rasch einen Überblick. Es ist überraschend, wie vertraut mir die Behandlungszimmer sind, obwohl ich damals nur drei Monate hier gearbeitet habe. Noch überraschender ist es, dass mich kein Jammern, Winseln oder Schluchzen erwartet. Da Markus sich so gesträubt hat, bin ich davon ausgegangen, dass ein kleines schluchzendes Kind auf mich wartet. Stattdessen begrüßt mich leises Gemurmel und gelegentliches Schniefen.

Der Junge – ich schätze ihn auf zehn oder elf Jahre – hebt den Blick. Seine Augen sind gerötet und leicht geschwollen, aber keine Tränen kullern über seine Wangen. Er murmelt etwas und seine Begleitung hebt ebenfalls den Kopf.

Meine Aufmerksamkeit hatte automatisch erst dem Jungen gegolten, weshalb ich den jungen Mann neben ihm zunächst übersehen habe. Was bei seiner Größe eigentlich unvorstellbar ist. Als ich ihn nun registriere, mache ich unbewusst einen Schritt zurück.

Breite Schultern tragen zu einem einschüchternden Erscheinungsbild bei. Dass seine Hände blutverschmiert sind, hilft nicht dabei, mein Herz zu beruhigen. Er scheint versucht zu haben, das Blut abzuwischen, aber es benetzt seine dunkle Haut mit einem roten Schimmer. Das beige Hemd, das er trägt, hat ebenfalls etwas abbekommen.

Kurz fühle ich mich an die Krimiserien erinnert, die ich gerne schaue. Genauso sehen gewöhnlich die Verdächtigen aus: blutverschmiert und mit der Mordwaffe in der Hand. In seinem Fall am Gürtel. Mein Blick bleibt an dem gut 15 cm langen Messer hängen.

*Es wäre ein Einfaches, jemanden damit tödlich zu verletzen.*

Ich schlucke schwer und bemerke, dass ich erneut einen Schritt nach hinten gemacht habe. *Ist es erlaubt, ein solches Messer mitzuführen? Und das in einer Notaufnahme? Ob jemand die Polizei informiert hat?*

„Sind Sie die Ärztin?“, fragt der junge Mann ruhig und wirkt dabei erleichtert.



Aufgrund seines Akzents brauche ich einen Moment länger, um ihn zu verstehen. Ich nicke, ohne den Blick abzuwenden.

„Die Wunde blutet, glaube ich, nicht mehr. Aber sie ist tief.“ Seine Stimme ist überraschend sanft und bildet einen Gegensatz zu seinem bedrohlichen Aussehen.

Ich verdränge die Angst vor dem Messer so weit wie möglich und konzentriere mich auf meine Aufgabe.

*Wenn ich schnell die Wunde versorge, dann kann ich auch schnell wieder gehen.*

„Wie heißt du?“, frage ich den Jungen, der auf den zweiten Blick blasser wirkt, als zuvor bemerkt. Ob vom Blutverlust oder vom Schock, kann ich nicht sagen.

„Jonas“, antwortet er. Seine Stimme zittert und Tränen steigen ihm in die Augen. Ohne Hast gehe ich auf den Kleinen zu.

„Keine Angst, Jonas, das bekommen wir wieder hin. Hast du starke Schmerzen?“

Die Lippen fest zusammengepresst, schüttelt er den Kopf. Er drückt seine linke Hand dichter an den Oberkörper, als wolle er sie vor mir schützen.

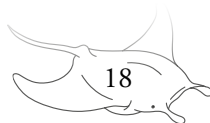
Erst jetzt fällt mir auf, dass er das gleiche beige Hemd trägt wie sein Begleiter. Seines ist jedoch deutlich blutgetränkter. Zudem hat Jonas zusätzlich ein blau-gelbes Tuch um den Hals gebunden.

„Darf ich mir deine Hand einmal ansehen?“, frage ich mit einem Lächeln und widme mich meinem kleinen Patienten, um seinen Begleiter auszublenden. Die Härchen, die sich an meinem Nacken aufstellen, lassen sich nicht so leicht beruhigen.

Aus dem Augenwinkel sehe ich das Messer am Gürtel des Mannes. Aber obwohl mich im ersten Moment die große Statur des Mannes eingeschüchtert hat, bemerke ich nun doch auch etwas Vertrauenswürdiges an ihm.

*Mir wird schon nichts passieren!*

Jonas schüttelt auf meine Frage hin den Kopf und drückt die Hand enger an seine Brust.



„Keine Angst, ich schaue es mir nur an. Es passiert noch nichts. Ich erkläre dir alles, bevor ich etwas mache. Okay?“

Misstrauisch beäugt der Junge mich. Er sieht einen Moment zu seinem Begleiter und dann erneut zu mir.

Es vergehen einige Sekunden, bevor er mir seine verletzte Hand entgegenstreckt. Das gleiche Tuch, das er um den Hals trägt, ist in einer Art Druckverband darumgeschlungen.

„Ich knote das Tuch jetzt auf, um mir die Wunde anzusehen. Würdest du dich bitte hinlegen?“ Zwar könnte ich den Kleinen auffangen, sollte er bei dem Anblick von Blut umkippen, aber im Liegen ist es am sichersten für alle.

Jonas mustert mich skeptisch. Doch nachdem seine Begleitung ihn dazu ermutigt, meiner Bitte nachzukommen, legt Jonas sich hin.

Ich streife mir ein Paar Handschuhe über und setze mich auf den Rollhocker neben der Patientenliege. Langsam öffne ich den Knoten und wickle das Tuch von seiner Hand. Der metallische Geruch, der bereits in der Luft hängt, nimmt zu.

Zu meiner Erleichterung blutet der gut sechs Zentimeter lange Schnitt kaum noch. Die Wundränder sind glatt, die Wunde wirkt nicht allzu verschmutzt und die Haut darum ist nur leicht gerötet. Ich nehme ein paar der vorbereiteten Tupfer und erkläre Jonas, dass ich die Wunde nun etwas säubere.

Während ich vorsichtig seine Haut abtupfe, lenke ich ihn mit Fragen über seine Hobbys ab. Er ist begeisterter Fußballspieler. Wie so oft bei Kindern reicht diese Art der Ablenkung aus, um ihnen die Angst weitestgehend zu nehmen. Im Handumdrehen und ohne weitere Tränen zu vergießen ist die Wunde gesäubert.

„Du bist so tapfer, Jonas. Jetzt gibt es gleich ein paar Pikser. Über die Spritze hier gebe ich dir Medizin, damit du nicht sprüsst, wie ich die Wunde zusammennähe.“

Wimmernd will er die Hand wegziehen, doch Anna – die Krankenschwester, die mir assistiert – reagiert schneller und hält den Arm fest. „Jonas, keine Angst. Es tut kurz weh, aber danach wird es besser.“



Dicke Tränen kullern über seine Wange und er schluchzt. Seine Hand, die Anna fest umklammert, um die Wunde nicht erneut zu kontaminieren, zittert stark.

Der junge Mann, der ihn begleitet, kommt näher und flüstert ihm etwas ins Ohr. Leichter Schweiß funkelt auf seiner Haut und seine Lippen wirken mittlerweile etwas fahl. In Gedanken erinnere ich mich daran sicherzustellen, dass er sitzt, wenn ich mit dem Nähen anfangen. *Nicht dass er mir umkippt. Ihn werde ich nicht auffangen können.*

Jonas wird ruhig, nickt und drückt die Lider zusammen. Er murmelt etwas, das ich nicht verstehe, und nimmt einen tiefen Atemzug.

„Er ist so weit. Sie können anfangen“, sagt Jonas’ Begleitung mit einem breiten Lächeln, bevor er sich erneut zu dem Jungen beugt und ihm etwas ins Ohr murmelt.

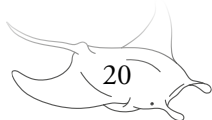
Noch nie habe ich gesehen, dass sich ein Kind so schnell beruhigen lässt. Oft schaffen es nicht einmal die Eltern. Wenn das Kind erst einmal weint, hört es selten in meiner Nähe wieder auf. Ich schiebe den Gedanken beiseite und lasse mir das Lokalanästhetikum reichen.

Jonas zuckt, als ich die Nadel unter seine Haut schiebe. Er wimmert, doch er wehrt sich nicht. Die Worte seines Begleiters werden schneller, aber noch immer nicht verständlich für mich.

Nachdem ich die Stelle ausreichend betäubt habe, lehne ich mich zurück und entledige mich meiner Handschuhe. Sorgfältig desinfiziere ich meine Hände. Der Geruch des Alkohols übertrumpft den des Bluts und hat etwas Beruhigendes. Gleichzeitig reizt es meine übermüdeten Augen, die anfangen zu brennen.

„Das hast du super gemacht, Jonas. Jetzt geben wir der Medizin etwas Zeit, dass sie wirken kann.“ Der Kleine öffnet die Lider und nickt. Angst funkelt noch immer in seinen Augen. Aber auch ein neu gewonnener Mut. Zu gerne würde ich wissen, was ihn genau beruhigt hat, aber ich traue mich nicht, die Frage zu stellen.

So oft habe ich schon miterlebt, wie Eltern versuchen, ihre Kinder mit Spielzeug oder Versprechen zu überreden. Beruhigt haben sie sich



selten. Verständlich. Die Kleinen haben Angst, oft Schmerzen und sind in einer ungewohnten Umgebung.

Eine andere Frage liegt mir auf der Zunge. Eine, die meinen Blick kurz zum Gürtel des jungen Mannes zucken lässt.

*Hat sich Jonas mit dem Messer geschnitten?*

„Willst du mir erzählen, wie das passiert ist?“ Ich deute mit dem Kinn zu seiner Hand, die ich mit einem sterilen Tuch abgedeckt habe, um ihn nicht zu erschrecken.

„Ich habe Zunder gemacht und bin mit dem Messer abgerutscht.“ Er sieht schuld bewusst zu seinem Begleiter. Dessen Lippen haben wieder ein kräftiges Rosa bekommen. Auf dem Stuhl sitzend, die Hand des Jungen haltend, wirkt er nicht so beängstigend wie im Stehen. Im Gegenteil. Auf den zweiten Blick – vor allem mit dem beigen Hemd – wirkt er eigentlich wie ... ein großer Teddybär?

*O Mann, ich habe zu viele Stofftiere gestopft und zu wenig geschlafen! Ich muss dringend ins Bett.*

„Wofür hast du denn ‚Zunder‘ gebraucht?“ Einen Moment kann ich mit dem Wort nichts anfangen, kann es mir jedoch mit seiner Antwort zusammenreimen.

„Ich habe heute Feuerdienst und ich musste für das Spülwasser Feuer machen.“ Seine Augen weiten sich und Jonas dreht sich zu seinem Begleiter. „O nein, Eli, wer kümmert sich jetzt um das Spülwasser?“

*Spülwasser? Wollte er Geschirr von Hand waschen?*

„Don't worry. Die anderen kümmern sich darum. Mach dir keine Sorgen.“ Der junge Mann, den Jonas Eli genannt hat, schmunzelt.

Die Puzzleteile fügen sich zusammen. Allerdings nur langsam, weil mein Schlafentzug mir zu schaffen macht, sonst wäre es mir bereits beim Eintreten bewusst geworden: der Geruch nach Feuer, das Messer am Gürtel, das beige Hemd und das Halstuch ...

„Ihr seid Pfadfinder?“

*Und das Messer ist ein Werkzeug, keine Waffe,* wird mir klar. Irgendwo hatte ich mal gehört, dass Pfadfinder Messer mitführen dürfen, solange sie ihre Uniform tragen.



Die Blicke der beiden zucken zu mir hinüber. „Wir sind *Royal Rangers*“, verbessert mich Jonas und hat zum ersten Mal ein ehrliches Lächeln auf den Lippen.

Meine Angst von eben ist nun wie weggeblasen.

„Oh, na klar.“ Dass ich mit den Wörtern nichts anfangen kann, bemerkt der Junge nicht. Für ihn scheint der Unterschied so verständlich, als wüsste es jeder.

Ich nehme das sterile Tuch von seiner Hand und pikse vorsichtig in die Haut um die Wunde. Als er verneint, dabei Schmerzen zu haben, erkläre ich ihm, dass ich nun anfangen werde, die Wunde zu nähen. Er wirkt verunsichert und Tränen sammeln sich erneut in seinen Augen.

„Willst du mir erzählen, was ein *Royal Ranger* so alles macht?“ Ich warte mit dem ersten Stich, bis er mit seiner Erzählung beginnt und sein Blick von der Wunde zur Decke geht.

„Gerade sind wir auf dem Pfingstcamp. Am ersten Tag haben wir unsere Kohten und die Teamplätze aufgebaut, und die Feuertische. Wir haben aber den Kreuzbund etwas falsch gemacht. Deshalb ist das Gerüst wackelig. Aber die Flamingos haben uns geholfen. Auch beim Palstek haben wir Hilfe gebraucht. Aber dafür haben wir ihnen Feuerholz gemacht. Gestern haben wir zum Abendessen gegrillt und haben am Lagerfeuer Marshmallows gegessen.“

Ich grinse. Mit vielen der Worte kann ich nichts anfangen. Auch der ein oder andere Satz ergibt für mich nur wenig Sinn. Aber der Ablenkungsversuch funktioniert und Jonas bemerkt kaum, wie ich einen Stich nach dem anderen setze. Zu meiner Überraschung beruhigt seine Erzählung mein nervöses Herz und meine Finger zittern kein bisschen.

Aufgeregt erzählt Jonas mir von verschiedenen Feuerarten, die er kennt, und Knoten, die er beherrscht. Obwohl ich nur jeden zweiten Satz verstehe, begeistert mich das Erzählte und weckt den Wunsch, all diese Dinge ebenso zu können. Und das, obwohl ich keine Ahnung habe, was ein „Pagodenfeuer“ ist.

Als die letzte Naht verknotet ist, blicke ich zu dem Kleinen auf. Er



plappert noch immer vor sich hin. Begeisterung und Leidenschaft funkeln in seinen Augen.

Ein Funkeln, das ich von meiner Schwester kenne.

Das ich von Leni kenne.

Von meinen Eltern.

Nicht von mir.

Manchmal wünsche ich mir, für etwas so zu brennen, dass es in der Dunkelheit funkelt. Dass die Freude, davon zu erzählen, ansteckend ist.

Ich liebe meine Arbeit als Assistenzärztin in der Kinderklinik. Niemals würde ich mir einen anderen Job wünschen. Nicht einmal an den schweren, langen und stressigen Tagen. Doch manchmal sehne ich mich auch nach etwas anderem neben der Arbeit. Etwas, das ein Feuer der Begeisterung in mir weckt – so wie die Pfadfinder in diesem kleinen Jungen. *Royal Rangers*, verbessere ich mich.

Als ich fertig bin, wickelt Anna noch einen Verband um die Hand des Jungen, der selbst dann noch weiterplappert. Erst als es an der Tür klopft, verstummt der Kleine. Ein Krankenpfleger öffnet die Tür.

„Die Mutter ist da.“ Jonas springt von der Behandlungsliege, läuft aus der Tür und umarmt die Frau stürmisch, die gerade eintreten will. Aufgeregt berichtet er ihr, wie tapfer er war und dass er acht Stiche bekommen hat.

Frische Luft verscheucht den metallischen Geruch im Raum, der sich mit dem nach Desinfektionsmittel und Rauch vermischt hat, und bringt Kühle in die angestaute Wärme. Ich nehme einen tiefen Atemzug, spüre die Erleichterung, dass alles geklappt hat, und lasse meine Schultern sinken, als ein Gewicht von mir abfällt.

Die Tür schließt sich automatisch. Schließt mich erneut in den nach Rauch riechenden Raum ein. Überraschenderweise hat dieser Geruch auch etwas Beruhigendes. Ich glaube fast das Knistern der Flammen zu hören, die der Junge in seiner Erzählung lebhaft beschrieben hat.

Ich stemme mich hoch, dreh mich zu Anna, um ihr beim Aufräumen zu helfen – und zucke zusammen. Eli steht direkt hinter mir. So



dicht vor mir muss ich den Kopf in den Nacken legen, um in seine dunklen Augen zu sehen.

„Danke.“ Er hält mir die Hand entgegen. Nach der ersten Schockstarre schüttele ich sie. Meine Hände sind verhältnismäßig groß für eine Frau. Im Vergleich zu Elis Hand wirken sie jedoch klein und zart und zerbrechlich. Und unglaublich blass – wie eisiger Schnee, der auf warme, feuchte Erde trifft.

„Das ist mein Job“, sage ich versucht lässig. Einen Dank bekommen wir im Krankenhaus überraschend selten zu hören.

Elis rechter Mundwinkel zuckt. Kopfschüttelnd löst er seine Hand von mir und schiebt sie in die Hosentasche.

„Seine Hand zusammenzuflicken, ist Ihr Job. Aber Sie waren auch einfühlsam und haben sich Zeit genommen, um ihm die Angst zu nehmen.“ Er tritt an mir vorbei, als die Frage von zuvor in mir aufsteigt.

„Was haben Sie ihm zugeflüstert, als er so viel Angst hatte?“

Eli sieht über die Schulter zu mir. Etwas Spitzbübisches funkelt in seinem Augenwinkel, als habe er nur darauf gewartet, dass ich ihn frage.

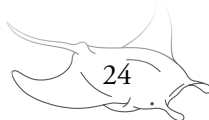
„Einen Bibelvers, den wir gerade im Team besprechen. *Auch wenn es durch dunkle Täler geht, fürchte ich kein Unglück, denn du, HERR, bist bei mir.* Psalm 23, Vers 4. – Und dann habe ich einfach gebetet.“ Eli sagt es, als sei es so selbstverständlich wie Atmen. Als läge die Antwort auf der Hand.

Ich presse die Lippen fest zusammen. *Ein Gebet. Als wäre das so einfach ...* Innerlich schüttele ich den Kopf.

Eli dreht sich zu mir und betrachtet mich einen Moment. Etwas huscht über seine Augen. Wie ein Gedanke, den er nicht zuordnen kann. Eine Frage, von der er nicht weiß, ob er sie stellen darf.

Seine Augenbrauen formen eine Sekunde lang eine Falte, bevor sich die Stirn wieder glättet. Er legt den Kopf schief. Sein Mundwinkel zuckt höher, als er mein Namensschild liest, auf dem **Dr. med. M. Schäfer** steht.

„Gott ist die Quelle des ewigen Lebens und wir müssen uns nicht



fürchten zu leben. Ich habe Jonas nur daran erinnert. Noch einen schönen Tag, *Doctor ... Stingray.*“

Er verlässt den Raum, während ich überrumpelt zurückbleibe. Viele Gedanken kreisen gleichzeitig durch meinen Kopf. Doch einer ist am lautesten.

Langsam lasse ich meinen Blick nach unten wandern. Zu meinem Namenschild – auf dem mein Name mit einem Sticker überklebt ist.

In der Teddyklinik sollte das Motiv meines Lieblingstiers den Kindern helfen, ihre Anspannung zu verlieren. Für ihn scheint der Aufkleber einen Stachelrochen darzustellen. Das ist die einzige Sache, die an seiner Aussage falsch ist: Der Rochen auf meinem Namenschild ist ein Riesenmanta oder *Mobula birostris* – also auf Englisch ein *Manta Ray*.

Ich grinse. Dann denke ich an den Rest seiner Aussage: „*Gott ist die Quelle des ewigen Lebens und wir müssen uns nicht fürchten zu leben.*“

Die Worte hallen wie ein Echo in mir nach und mein Puls beginnt erneut zu rasen.

